

# Turbinen [Fortsetzung]

Autor(en): **Fellmann, F. M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-755154>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Turbinen

ROMAN  
VON  
F. M. FELLMANN

5

Copyright by Prometheus-Verlag, München-Grobenzell

Das ist merkwürdig, Gebbo», sagt Ruth ehrlich und fühlt sich betroffen zu Dank verpflichtet. «Ich glaube, es ist nicht mein Eigentum. Es ist nicht Einbruch in mein Schaffen, nicht wachsende Inspiration, die man wie kommende Geburt erlebt und von sich losringen muß. Das ist einfach alles nur Warriek, tatsächlich. Verstehst du das? Er spricht von der stolzen Haltung der eingebohrenen Frau, von dem geschmeidigen, raubtierweichen Schwingen der Hüften im Schreiten, weil sie alle Lasten auf den Köpfen tragen, etwas, was man in abendländischen Gymnastikkursen noch gar nicht weiß, wie es die Körper zur edlen Haltung und abgemessenen Bewegungen zwingt. Er zeigt die schlafenden Bäume am See oder eine Farbe, und ich muß da nun hingehen und wie ein kleines neugieriges Kind das festzuhalten versuchen, von mir aus.»

Gebbo lächelt väterlich und brüderlich und teuflich und alles durcheinander und faßt Ruths Ohren wie einen Henkeltopf.

«Ich möchte dir einen Kuß geben», beteuert er heftig, und sie verzicht das Mäulchen und will nicht.

Aber Gebbo ist es küsserisch zumute, und er muß eben und paktet sie in seine weiten Arme, die ganze schmale Persönlichkeit und küßt sie zwölfmal gewissenhaft abgezirkelt mitten auf den Mund, Der wird gestrafter mit jedem Mal, nimmt und gibt plötzlich, in leidenschaftlich-kindlicher Bestürmung, so daß Gebbo erschrickt. Und sie zittert ja in sanften wellenhaften, kleinen Schwingungen und reißt sich los und rennt weg.

Gebbo ist furchtbar bestürzt und rennt hinterher. Er hat keinen Kragen mehr um den Hals; aber es ist ihm, als hätte er ihn und er wäre erstickend eng.

In seinem verdutzten Gehirn krüseln es. Ruth? Ruth? Was war denn nur? Was hat sie denn? War er denn blind? Oder was hat sie sonst?

Es ist ihm elend, als er sie wieder hat, und sie steht mit grell aufgerissenen Augen und starrt quallvoll hinüber zum See. Verhaltenheit ist wie ein Panzer um sie. Man fühlt es, wie sie in endlosen Ringen von innerem Beben erschüttert ist. Aus dem seltsam kindhaften rauschigen Künstlersehen ist jäh das Weib ausgebrochen, Falter aus der Puppe, und sie erkennt sich vielleicht nicht sofort in der neuen Gestalt und ist verloren in der Suche nach sich selber.

Gebbo beißt sich die Lippen wund. Er könnte heulen und um Verzeihung bitten und sieht die ganze dämliche Küsserei als heillose Gefahr an, mit der man so lange herumspielt, bis rote Flammen in unbetretene Reiche hinüberzüngeln und Schmerz und Wildsein und Tollheit brennen.

Gebbo fühlt verzehrende Reue, und er möchte alles wieder gut machen und weiß zu genau, daß das nun nie mehr möglich sein wird. Man kann viel wieder gutmachen; aber man kann aus dem Weibe, das man aus seinem Schlaf weckte, nicht mehr das träumende Kind machen. Es läßt sich nie mehr eindämmern. Es bleibt wach und suchend und wird gierig oder wehevoll einsam, wenn man es verläßt.

Ganz unendlich sanft tippt Gebbos Hand an Ruths Schulter, und er schluckt und bringt es kaum heraus: «Bitte, Ruth, bitte, verzeih' mir.»

Und kommt sich feige und gemein vor. Denn Ruth ist noch eine Seltene, kein billiges, kleines Ding, das man vergnügt in Sommernächten küßt und an sich drückt, um zu nehmen, was sich nehmen läßt.

Ruth ist anders und erlebt alles in Erschütterungen. Es ist eine erschreckende Hingabe und Inbrunst in ihr, eine fanatische und bis in alle Fasern reichende Ergriffenheit. Gebbo ist verwirrt und Ruth sehr entblößt innerlich und entsetzt. Sie sind in eine tragische Szene gepurzelt,

und endlich gibt sich Gebbo den bewährten Ruck seiner treuherzigen Ehrlichkeit und hat Ruth warm und fest im Herzen, bereit zu jedweder Sühne, was sie auch will von ihm, nur nicht bereit, sie wegzustoßen, wenn sie ihn meint und vor ihm bebt.

«Bitte, Ruthlein, bitte, sag' ein Wort», fleht er fast. «Hast du mich gemeint? Mich, Ruth? Ich... nein... ach Gott, ja... furchtbar leid tut es mir... aber wissen muß man es ja... Ruth?»

Arme Doris! denkt er und bedauert sie, als wäre ihr was gestorben.

Ruth steilt sich auf, hebt fremd den Kopf. Ihr Gesicht ist offen und sehnsüchtig.

Eine fremde große Ruth, weibhaft und neu, steht neben ihm und macht ihn atemlos, und beinah, ja beinah wünscht er jetzt, sie nickte schwer und süß und liebesnah.

Aber sie denkt nicht daran. Sie sieht durch ihn hindurch etwas Fernes an, und aus den grellen, hellen Augen brechen starre, große Tropfen und weinen aus ihr heraus eine erste stürmende Erkenntnis rückhaltloser Weibliebe.

Sie schüttelt den Kopf. Ein paar Tropfen spritzen von ihren Wangen und fallen auf Gebbos Hand, und Gebbo ist hellwach und unerhört dankbar und glückselig und bettet sie an seine breite Brust und wiegt sie zärtlich und tröstend hin und her wie ein Kind und flüstert ihr tausend Güte Worte ins Ohr. Und er flüstert seine ehewütig gewordene Liebe zu Doris und ihrer Heimat und daß er bleiben möchte und farmen und Kolonist werden. Schnurpfeiferien und bitterlichen Ernst gräbt er aus allen Herzenswinkeln aus und präsentiert es ihr und ist so vertieft, daß er Warriek nicht hört, der leise kommt und sieht und geht.

Sie müssen beide mit ihrem Geheimnis Hand in Hand in den Abend hinaus, Ruth und Gebbo, und Ruth läßt sich schwingen und streicheln von Gebbos närrischem Getu und seinen Zukunftsbildern.

Warriek liegt lang auf der Veranda und weiß nicht, weshalb das Schicksal so boshaft ist, ihm anderer Leute Glück vor die Nase zu setzen. Und ihn auszuschließen. Möglich, daß er selber schuld ist. Er gibt sich keine Mühe und nimmt sich nicht Zeit für sich selber. Er baut das Bild von Doris Landolf in sich zurecht. Es ist verblaßt in der letzten Zeit, nicht mehr so nah. Und er sagt sich, daß er wohl kaum jemals einem Weibe sehr nahekommen wird und fühlt sich stiefmütterlich behandelt von allem Leben. Und so geht das nun vorüber und wird es weitergehen. Also Ruth und Gebbo lieben sich. Man muß sich das ganz ruhig vorstellen. Es ist Lebensabsicht, die Menschen zusammenführt. Sie erkennen sich ab und zu. Dann liegt es an den Umständen. Daß Gebbo und Ruth sich verkennen, ist nicht möglich. Dazu sind sie zu lange befreundet.

Warriek sagt eigensinnig: «Doris ist wie Wein und Korn und gesunde Erde.»

Seine Nüstern spielen, um den Duft der Worte zu fangen, die bläßlich und albern im Raume schweben.

Und er weiß es und will es nicht wissen: Ruth ist einem Menschen wie mir noch mehr!

Es geschieht viel an diesem Tage, und wenn alles nur lose hingeshüttelt ist wie bunte Blätter und kaum Beziehung hat, so kann eine Stunde kommen wie Wirbelwind oder eine andere wie Glut und alles zusammenreiben und miteinander verschweißen, daß es untrennbar wird. Das ganze Leben besteht nur aus so losen Blättern, die in Wirbeln und Zusammenprallen zu Schicksalsbergen werden.

Da schwimmt Sepp Sixt wieder im weiten See. Es ist so ganz alltäglich und nichts Einmaliges. Es wäre sonderbar, wenn er müde und an Goldens Zauber ge-

bannt, heute nicht dort schwimmen würde. Wenn er auf dem Rücken liegt mit weitgespreizten Armen und Beinen, die Hände flach gewölbt auf dem Wasser leise schaukelnd hinschwebt über die Tiefe, ist ihm zum Einschlafen. Der Kopf sinkt tief zurück, das Herz beruhigt sich nach dem harten Krauttempo, die Atemzüge werden sanft und fließend.

Und in so schwebender Müdigkeit sieht er etwas im sternscheinigen See. Es schaukelt wie er, liegt aber tiefer. Es schwebt wie eine Wasserpflanze, eine große Rose vielleicht, die sich schläfrig geschlossen und unter den Spiegel gesenkt hat zur Rast.

Es muß eine sehr große und losgerissene Rose sein. Sixt mag nichts denken. Was soll er von dem schwimmenden Gegenstände dort denken? Er kann gar nicht mehr denken. Er ist eine leere Hülle, darum schwebt er hier über der Tiefe. Er ist angefüllt mit Gift und Gier und Rausch. Er ist angefüllt mit Golden, und das ist alles.

Um ihn herum geht das Leben seine krausen Wege, wird gearbeitet und gefaulentz, gelacht und geweint, geliebt und verlassen. Geboren wird und gestorben, und Sepp Sixt ist weit weg am Rande der Welt, wo eben dies absonderliche Blumenwesen auf ihn zuschauelt.

Mit naiver Neugier schwimmt sein Blick zu ihm hin. Er selber rührt sich nicht. Aber das andere hat eine Richtung bekommen, und wenn er nicht ausweicht, wird es durch ihn hindurchgleiten, stumm und getrieben von der Strömung, die um die Bucht herum zum Ufer zieht.

Dann geschieht es, daß Sepp Sixt steil aufsteht im Wasser. Natürlich sinkt er dabei, und es schlägt ihm über dem Kopf zusammen. Er macht ein paar Arm- und Fußbewegungen, die Flut kreiselt um ihn, und als er auftaucht, hält das ungewisse Etwas dicht bei ihm und läßt sich beschauen und ist ein Mensch. Ein Weib, ein sehr junges dazu, ein Mädchen.

Sepp Sixt hat einen Herzschlag, als ob er einige Kilometer Schwimmen im Renntempo hinter sich gebracht hat. Er ist einen Moment ratlos und möchte einfach ausrücken, wegschwimmen. Aber die Tote wird gewiß mitwollen. Sie ist schon wieder in Bewegung und zieht still weiter.

Sepp Sixt tippt sie leise an und treibt sie vor sich her. Sie wiegt sich auf und nieder, und es sieht beinah lustig aus. Das Wasser schäumt und bricht dunkel vor ihrem Kopfe auseinander, die Sterne fließen rechts und links davon, schwarz wölbt sich der Uferbogen um das Geheimnis seines Sees, und Sepp Sixt ist aus dem Zauber gerissen und bemüht, das arme junge Ding zu bergen.

Irgendwo am Ufer gluckst das Wasser in kleinen Schluchzern, hebt es die Glieder streichelnd auf den Strand. Dort legt Sixt seine traurige Beute hin, und der Mond leuchtet trübsinnig hinter dem Zweigflor einer Tamariske.

Eine fremde Blume duftet furchtbar aufreizend in wilder Süße, Nachtfalter ziehen wie betrunken dem Dufte nach.

Sepp Sixt steigt ans Ufer und späht. Unweit von ihm ist Gesang und Spiel, sind Menschenstimmen. Dahin geht er und steht tropfend und fast nackt mit feuchtem Haar zwischen den auseinanderstiebenden Hochzeitern. Frauen kreischen und rennen davon, Geschrei und Verwirrung schütten ein Getöse aus, als wären zehnmahl soviel Menschen vorhanden.

Sepp Sixt sieht eigentlich wenig. Er faßt alle seine Sprachkenntnisse zusammen und sagt hart: «Da unten am Ufer liegt ein totes Mädchen, ertrunken. Geht und holt sie!»

Er kehrt sich um. Sein heller Körper leuchtet noch im Dunkel, zieht wie ein Fabelwesen glitzernd vor den Männern her.

(Fortsetzung Seite 306)



«Vier Tänzerinnen». Pastell von Edgar Degas, aus der Degas-Ausstellung in der Galerie Aktuaryus in Zürich, vom 1. bis 30. März.



«Der Teufel im Dorf». Kürzlich fand im Zürcher Stadttheater in Anwesenheit des Komponisten Franz Lhotka die Uraufführung der abendfüllenden Ballettpantomime: «Der Teufel im Dorf» statt. Diese tänzerische Wiedergabe einer jugoslawischen Volkssage, zu der Pia und Pino Mlakar, das Ballettmeisterpaar des Stadttheaters, die Choreographie geschrieben, wurde ein großer Erfolg. - Bild: Der Bauernjunge Mirko (Pino Mlakar) mit zwei Dorfmadchen (Elisabeth Wartmann und Trudi Hadorn) auf dem Weg zum Jahrmarkt.

Aufnahme Schmid-Bloss

Die Männer ziehen stumm. Ihre Blicke haften auf dem Nackten, den die Luft trocknend umstreicht.

Dann stehen sie bei der Ertrunkenen und suchen zu erkennen. Einer ruft Allah an, ein anderer bückt sich tief und stiert in das kalte Gesicht. Der Leib ruht unwillig weggedreht und scheint sich in das Wiegen und Plätschern der Wellen zurückzubiegen.

«Es ist Soreja Faran», sagt ein grauer Alter. «Ich kenne sie, die Frau des Assad. Er hat sie erst seit dem Frühling.»

«Wer ist sie?» fragt Sepp Sixt, und es ist nicht gut, daß er es tut. Denn Soreja Faran ist das Weib eines vom Kraftwerk entlassenen Arbeiters.

«Ich habe kein Oel mehr und keine Feigen, und der Mehlkrug ist morgen leer», hat Assad zu seinem jungen Weibe gesagt. «Ich will hinausgehen ins Land und sehen, wo ich arbeiten kann. Du aber nimm deine Kleider und gehe zu deinem Vater zurück, damit du in Frieden gebären kannst, wenn die Stunde da ist. Allah behüte dich!»

Vielleicht hat Soreja sehr geweint; aber sie muß ja gehorchen. Weit ist der Weg bis zur Hütte des Stiefvaters, und der Stiefvater hat sie hinausgeprügelt: «Geh, du Ungetreue! Und harre aus bei deinem Manne! Und wenn er hungert, so wirst du mit ihm hungern, und wenn er stirbt, so wirst du mit ihm sterben. Allah verfluche dich, wenn du ihn verläßt!»

Weiter noch war der Weg zurück, und Assad ist fort, und keiner weiß von ihm.

Sie pflückt die Früchte aus fremden Gärten und trinkt vom hellen Wasser des Tiberias. Sie schläft in den harten Schrunden der Berge oder im zähen Steppengras der Hänge unter Dornestrüpp. Aber Allah hat sie verflucht, und sie findet Assad nie mehr wieder. Drei Tage später ruht sie in den Totenwiege des Sees und liegt nun hier zu den Füßen der Männer.

Es ist nicht gut, daß Sepp Sixt noch immer nicht geht. Er hat einen dumpfen Kopf und ist zwischen Glaswänden. Alles ist so verrückt an diesem Tage, und er will eigensinnig wissen, wer das Mädchen ist. Der Mond ist nun aus seinen Gezweigen aufgestiegen und zeichnet unbarmherzig alle Konturen mit blauweißer Totenfarbe.

Einer der Männer tritt zu Sepp Sixt und hebt die Hand auf: «Es ist das Weib des Assad, und du bist Franke, Herr! Geh. Ihr Franken habt das Weib totgemacht.»

Das ist ja albern! denkt Sixt. Aber um ihn her sagen erst einzelne und dann viele Stimmen: «Die Franken nehmen uns alles weg! Sie nehmen den Jarmuk und den Jordan, sie nehmen El-Gor und zwingen die Ströme, die Allah schuf und in die Täler bettete. Sie nehmen die Menschen und verjagen sie, und ihre schwangeren Weiber fliehen von den Ufern und sterben vor Not. So ist es. Geh, Chawascha! Wenn Allah seinen Blick wendet, wird er dich erschlagen!»

Sepp Sixt hat die getragene Rede verstanden. Er hält sie für verrückt. Unsinn! Was kann denn er dafür, daß Isenfield einen Arbeiter entläßt, den er nicht kennt!

Und er sagt schroff und herrisch: «Bringt die Frau da weg! Geht heim!»

Er sieht sich um. Er muß über die Bucht zurück. Die Ufer liegen hellbestrahlt unter dem Mondsilber. Aufrecht und unlustig steigt er ins Wasser zurück und schlägt mit wirbelnden Fäusten und Füßen den blanken Spiegel des Tiberias in Scherben. Es flirrt und schäumt um ihn. Als er heimkommt heute, liegt das ganze Haus schon im Schlaf, und er mag auch nichts von dem Abenteurer erzählen.

## Feindschaft

Seit vielen Tagen schon geistert der Mann mit den grünen Handschuhen durch Isenfields Haus. Wenn er kommt in seinem grünen Wagen, öffnen sich alle Türen vor ihm und schließen lautfest ihre Flügel hinter ihm. Alle Augen im Hause sind neugierig, alle Ohren möchten gern hören, was gesprochen wird zwischen dem Fremden und Mr. Isenfield, und alles schleicht auf Zehenspitzen und zittert, Pe-Te zu begegnen, wenn er fortgegangen ist.

Es spielt sich ein Kampf ab zwischen beiden, und Isenfield geht finster und stumm zwischen seinen Angestellten umher. Selbst der Privatsekretär, der eine große Nummer im Betriebe ist, bekommt eine Gänsehaut, wenn er nach solchen Besuchen zu Pe-Te muß.

Nur Golden bleibt gleichmütig. Oder tut so. Aber sie beobachtet, daß Isenfield sie entfernt, wenn der Fremde kommt und sinnt auf Abhilfe. Sie wird vorsichtig bei Ausfahrten und kommt rasch zurück, wenn sie von Isenfield vorgeschlagen werden.

So bittet er sie einmal kühl und knapp, im Werk einen direkten Auftrag auszurichten. Es ist ihr nicht unlieb, weil der Auftrag, der vielleicht ganz unwichtig ist, an ihren Bruder gerichtet wird. Es ist nötig, ihm in dieser Form zu begegnen. Golden und Romko de Warriek sind wie Fremde geworden. Aber auch die Nachricht, die sie bringt, ändert nichts. Romko denkt, daß sie ihm beweisen will, was sie für eine Stellung bei Isenfield einnimmt. Und glaubt es ihr nicht. Wenn sie hunderte Aufträge bringt in Kleidern wie eine Fürstin und in Isenfields Privatwagen, den selbst die höchsten Angestellten nur selten benutzen dürfen, so wird er hundertmal glauben, daß sie alles andere eher ist als eine Sekretärin Pe-Tes.

